

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 62 (1983)
Heft: 9: 0

Artikel: Erich Fried, sein Leben, seine Gedichte : Leben : das ist Wärme
Autor: Trueb, Lydia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-340015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Front der Friedensengagierten, der Reformwilligen, der von der Macht-Kontrolle Überzeugten hat noch viel vor sich. Was die Bürger vor Ort zum Ausdruck bringen und selbst in die Hand nehmen, kann die repräsentative Demokratie ergänzen und beleben. Doch eine Alternative zur Politik auf Regierungsebene ist dies nicht. Gerade wo es um die Sicherung des Friedens geht: Auch die stärksten Bürgerbewegungen können die Aufgaben von Parlament und Regierung nicht übernehmen, wohl aber begleiten, fördern, ergänzen, auch korrigieren helfen. Die Bewegungen für Frieden und für Abrüstung in Ost und West sollen sich verstärkt Gehör verschaffen, sie sollen es weiterhin *gewaltfrei* tun.

Ich habe vor einer Mystifikation der Macht gewarnt. Ebenso warne ich davor, sich über das Illusionen zu machen, was Bürgerprotest unmittelbar bewirken kann. Berauben wir uns

nicht der Möglichkeiten, auch «von oben» zu kontrollieren und zu konterkarieren, wo das nötig ist. Friedenspolitik muss vermitteln, muss in Zeiten drohender Konfrontation Brücken schlagen, Brücken des gemeinsamen Interesses, muss Vertrauen schaffen. Aber die Bereitschaft zum inneren Frieden, nicht nur zum äusseren, darf nicht als Schützenhilfe für Kräfte der Erstarrung missverstanden und missbraucht werden.

Kein Realismus ohne Traum

Moral, immer neu zu erwerben, muss sich in der Welt bewähren, nicht im Traum. Aber ohne Traum geht die Moral zu grunde. Es gibt keinen Realismus ohne Traum. Dies ist eine Zeit äusserster Gefährdung und einer Art Gnadenfrist, nicht der Sicherheit.

Der Aufschrei draussen dringt allzu selten — und wenn, dann nur unvollständig — zu den

Zentren der Macht. Die Umgebung — ich erwähnte es — schirmt ab, interpretiert auch manchmal ganz anders, als es der Wahrheit zuliebe und der Zukunft wegen geboten wäre. Und doch dürfen wir nicht aufgeben zu hoffen, dass die Mächtigen den Ruf zur Umkehr hören. Jedenfalls: Helfen wir uns gegenseitig, machen wir uns Mut. Umkehr zum Leben? Ja! Liebe junge Freunde! Ich weiss, was wir Älteren Euch und Euren Kindern schuldig sind: Niemandem nach dem Munde reden, und doch ein wenig Zuversicht vermitteln — bei aller Sorge und allem Zweifel die Tatkräft nicht erlahmen lassen. Die Welt ist schrecklich kompliziert geworden. Sie nicht zur Hölle werden zu lassen, das besorgen nicht automatisch oder überhaupt die Mächtigen dieser Erde. Der Friede, der das Überleben bedeutet, ist uns allen anvertraut. Und ich möchte mich dafür gern noch eine Weile in die Pflicht nehmen lassen.

Erich Fried, sein Leben, seine Gedichte

Leben — das ist Wärme

Von Lydia Trueb

Wie kann man Erich Fried als Dichter und Menschen beschreiben, der die Sprache zu Ende denkt, den Gebrauch der Wörter fragend untersucht und prüfend bis zur Kenntlichkeit des Sinns oder des Hintersinns von Unrecht wendet, oft durch sprachliche Innovationen wie etwa die Vertauschung der Vorsilben «ver» und «be» im Gedicht «Verstandsaufnahme»: «Aber seht die Behafteten/ und ihre verwaffneten Verwacher/ und was die Gerichte bezapfen/ vor die man sie stellt/ Seht euch die Verweisbefahren an/ die

Haftverfehle/ und die Bestösse gegen das Grundrecht/ . . . seht die Verleidigung der Würde des Menschen/ und fragt euch dann ob ihr das/ verjahen wollt/ oder beneint (in: 100 Gedichte ohne Vaterland). Wie kann man den Dichter beschreiben, der die Sprache also subversiv gebraucht, als ein Mittel gegen Entfremdung, Verhärtung, Dogmatismus, nicht nur der Herrschenden und ihrer Gewalt, sondern auch gegenüber den eigenen Genossen, den Linken, die links denken, aber sich spiegelbildlich verhalten wie

die, gegen die sie kämpfen? «Sie greifen meine Genossen an/ und mich/ mit einer Schärfe/ die sie/ von uns gelernt haben könnten» (aus: Es geht schon wieder los, in: Gengengift).

Gegen einen degenerierten Kommunismus im Osten wehrt er sich, etwa im Gedicht «Hauptstadt»: «‘Wer herrscht hier?’/ fragte ich/ Sie sagten:/ ‘Das Volk natürlich’/ Ich sagte:/ ‘Natürlich das Volk/ aber wer herrscht wirklich?’» (aus: Unter Nebenfeinden). Trotzdem gelten seine Sympa-

thien der Linken — er selber ist seit einigen Jahren Mitglied der englischen Labour Party —, auch wenn er ihre Entfremdungen entlarvt:

Zur Sonne, zur Freiheit!

Ich will Freunde haben
so verlässlich
wie meine Feinde

und Feinde
so unbeholfen
wie viele Genossen

und Arbeiter
die soviel von Kampf verstehen
wie ihre Arbeitgeber

Brüder
das wäre
der Sieg

(aus: *Lebensschatten*, 1981)

Machbar?

Seit die Maus
eine tote Katze
gesehen hat
in einer Rattenfalle
plant sie die Revolution

(aus: *Das Nahe suchen*, 1982)
Noch einmal die Frage: Wie kann man einen Menschen beschreiben, dem das eigene Schreiben suspekt ist, und der dennoch schreibt, weil das Weiterschreiben vielleicht helfen kann, einen Begriff der Möglichkeit eines freien und gütigen Menschseins hinüberzutragen und zu bewahren, der im Menschsein angelegt ist, aber durch die Klassenverhältnisse verwirkt zu werden droht oder — furchtbarer — durch einen Atomkrieg. An der Wirkung des eigenen Schreibens und an der Sprache zweifelnd, legt sich Erich Fried dennoch fest:

.....
Der Glaube der Dichter an die Sprache war lange schon eine besondere Form des Zweifels an der Sprache: Das Genaue zeigen zeigte die Ungenauigkeit, um sie zu verändern hin zur Genaugkeit oder um zu erkennen wo ungenaue Sprache der Un-

genauigkeit der Erkenntnis genau entspricht.

.....

Und ihr Zweifel an der Sprache kann eine besondere Form ihres Glaubens sein
dass sie zu sich kommen können
in ihrer Sprache durch ihre Sprache allein
doch auch nicht ohne Sprache und dass sie im Zweifelsfall an allem zweifeln müssen von dem sie sprechen
und sprechen müssen von allem an dem sie zweifeln.

schreibt Erich Fried im zwölfteiligen Gedichtzyklus «Zweifel an der Sprache» (in: *Gegengift*, 1974), den er an einem Treffen von Anhängern der Konkreten Poesie in Graz statt eines Arbeitspapiers vortrug, mit Erfolg, obwohl er damit ihren Ansichten widersprach, dass nur die Sprache selbst, ihre Schichtung oder der Genuss an der Sprache Thema der Dichtung sein könne.

Erich Fried war, sechsjährig, eben als Wunderkind einer Kinderschauspieltruppe entdeckt worden und dadurch selbstbewusst. An der Weihnachtsfeier seiner Schule sollte er ein Gedicht aufsagen. Als er hörte, dass der rechtsradikale Polizeipräsident von Wien, Schober, unter den Gästen weilte, weigerte er sich. Noch während er seinen Protest begründete, sprang Schober auf und verliess mit seinem Gefolge lärmend den Saal: Mitglieder der nazistischen Frontkämpfervereinigung hatten in Schattendorf Arbeiter erschossen und waren in allen Instanzen freigesprochen worden. Der 15. Juli 1927, der Tag der dritten und letzten Verhandlung im Wiener Justizpalast, ging als Blutiger Freitag in die Geschichte ein. Vor dem Justizpalast kam es zum Handgemenge zwischen ergrimmten demonstrierenden Arbeitern und der Polizei. Ein Polizist

kam um, 86 Arbeiter wurden getötet, viele verwundet. Für den Einsatz verantwortlich war Schober. Von der Kolingasse aus sah Erich Fried die Rauchsäule über dem Justizpalast aufsteigen. Die Bahren mit den Toten und den Verwundeten wurden an ihm vorbeigetragen. In den folgenden Wochen gab es Plakate von Karl Kraus an den Polizeipräsidenten Schober: «Ich fordere Sie auf, abzutreten.» Erich Fried sagt: «Ich hatte eben lesen gelernt und war davon sehr beeindruckt.» Vor Schober wollte er — im damals noch sozialistischen Wien — kein Weihnachtsgedicht aufsagen.

Als 17jähriger wurde Erich Fried aus seiner Heimatstadt vertrieben: Deutsche Truppen waren am 12. März 1938 einzmarschiert und hatten Österreich besetzt. Am 24. April wurden seine Eltern verhaftet. Für seine Mutter Nelly Fried und für weitere 72 Bedrohte konnte er von London aus, dem Ort seines Exils, die Flucht organisieren. Seine 74jährige Grossmutter Malvine Stein blieb im braunen Wien. Knappe drei Monate vor der zwangsweisen Auflösung der Familienwohnung an der Alserbachstrasse 11 hatte er sie gerade noch rechtzeitig zurückhalten können, als sie sich über die Nachricht vom Tod ihres Schwiegersohns, seines Vaters, vom Fenster im dritten Stock auf die Strasse werfen wollte. Sie wurde später in Auschwitz vergast. Der Vater, Hugo Fried, war am 24. Mai nach genau einmonatiger Haft nach Hause entlassen worden, so furchtbar zugerichtet, dass der Sohn ihn zuerst nicht wiederkannte und die Nachbarin fragte, als man ihn die Treppe hochtrug: «Wer ist dieser Mann.» Er starb am gleichen Tag, an seinem 48. Geburtstag, im Krankenhaus. Gestapo-Beamte hatten ihm während des

Verhörs die Magenwand eingetreten.

Erich Fried ist Jude. Die meisten seiner Verwandten kamen in den Konzentrationslagern des Dritten Reichs um.

Im Herbst 1938, kurz nach seiner Ankunft im Londoner Exil, schrieb Erich Fried im Gedicht «Abschied von Wien» in der ersten Strophe:

«Ich seh vor mir noch immer
Die nackten, leeren Zimmer.
Hier war ich sonst zu Haus.
Jetzt war es aus.»

Im jüdischen Flüchtlingskomitee im Bloomsbury-House in London gab er auf die Frage, was er denn werden wolle, zu Protokoll: ein deutscher Dichter.

In der Einleitung zum Gedichtband «Höre Israel» (Hamburg 1974) schreibt Erich Fried:

«Nach dem deutschen Einmarsch in Wien, 1938, der mich aus einem österreichischen Oberschüler in einen verfolgten Juden verwandelte, und nach der Ermordung meines — unpolitischen — Vaters durch Gestapo-Beamte nahm ich mir vor, wenn ich lebend entkäme, zu tun, was mein Vater in den letzten zwölf Jahren seines Lebens vergeblich tun wollte — Schriftsteller zu werden. Ich wollte gegen Faschismus, Rassismus, Unterdrückung und Austreibung unschuldiger Menschen schreiben.»

Verwandlung

Aus meinen Mädchen werden langsam in drei bis vier Wochen oder schnell über Nacht meine Tanten und alten Kusinen

Ich sehe sie ängstlich kauen an ihren falschen Gebissen und mit Gichtfingern trocknen ihr angespucktes Gesicht

Sie kommen mit Koffern und Bündeln in Theresienstadt an sie fallen aus dem Fenster

und tappen dabei nach der Brille

Wenn sie sich räkeln im Bett versuchen sie strammzustehen um verschont zu werden bei der Aussonderung der Kranken

Ich sehe sie bläulich verfärbt wenn ich sie morgens küsse je sechs gestapelt mit Gartenschläuchen gereinigt von Kot und erbrochenem Schleim bereit zum Transport aus der Gaskammer in den Verbrennungsofen.

Erich Fried hat heute in geradezu atemraubender Produktivität unter anderem («Ich schreibe Gedichte, wie ein Karnickel Junge kriegt») 22 Gedichtbände, einen Roman und drei Prosabände veröffentlicht und daneben 24 Shakespeare-Dramen übersetzt. Seinen Anfällen von Einfällen gehen oft Tage der Trauer, der Verzweiflung, der Lähmung, des Zerschmetterseins voraus, wenn er sich zum fast ohnmächtigen Augenzeugen gefahrbringender Entwicklungen in dieser Welt verurteilt sieht oder ihn Liebe und Angst um einen Menschen fast zerreiht, oder er an sich selbst fast in Stücke geht. Über das eigene Schicksal als Dichter schreibt er:

Fügungen

Es heisst ein Dichter ist einer der Worte zusammenfügt

Das stimmt nicht

Ein Dichter ist einer den Worte noch halbwegs zusammenfügen wenn er Glück hat

Wenn er Unglück hat reissen die Worte ihn auseinander

(aus: Lebensschatten)

Dichten heisst — und er zitiert Ibsen — Gerichtstag halten über sein eigenes Ich. Im Gedichtzyklus «Vexierbild» (in: Liebesgedichte, 1979) schreibt er:

... Das Leben dichtmachen. Heisst das Dichten? (Dicht machen, damit es einen nicht fortreisst, aber auch: Erlebtes verdichten.) Prägend bleibt für Erich Frieds Leben die von so heillosen Umständen verursachte Austreibung aus der Heimat, eine Welterfahrung, die dem Leben über dem Abgrund gleicht. Der Prosaband «Kinder und Narren» (1965) beginnt mit der beunruhigenden Schöpfungs geschichte eines Gartens aus Lügengewebe: «Es war ein Abgrund, und die Spinnen webten ihre Netze über ihn, kreuz und quer, von Rand zu Rand, jedes Jahr eine neue Lage.» Dann wuchsen Bäume, deren Wurzeln dem Boden Halt gaben, «bis schliesslich an Stelle des alten Abgrunds ein Garten entstanden war». So intensiv erlittene Heimatlosigkeit erzeugt Sehnsucht nach Heilung. «Heimat» heisst das letzte Wort in Ernst Blochs «Prinzip Hoffnung» und wird erkannt als etwas, «das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war». Wo Heimat nicht ist, gilt es gleichwohl, um sie zu kämpfen, weil noch immer eine Ahnung von dem geblieben ist, was Heimat sein könnte. Ange sprochen auf das Schicksal des Holocaust und der Emigration, erklärt sich Erich Fried politisch «als Mensch, der glaubt, dass es noch immer nötig ist, anstelle der kapitalistischen Gesellschaft die Bemühung und die Hoffnung auf Erzielung einer klassenlosen Gesellschaft zu setzen. Ich glaube allerdings,

dass der Sozialismus diese Hoffnung nur dann verwirklichen kann, wenn er wieder eine Synthese mit anarchistischen Gedankengängen eingeht, etwa im Sinn Gustav Landauers, des Zürcher Arztes Fritz Brupacher und mit einigen Erfahrungen in Spanien. Ich meine aber nicht anarchistischen Terrorismus, sondern gegenseitige Hilfeleistung, Dezentralisierung, Herrschaftsfreiheit». Herrschaftsfreier Sozialismus bedeutet Heimat, vorerst eine Utopie, die aber — in Vorwegnahme — in gemeinsamen Befreiungsversuchen gegen die Gewalt von Menschen über Menschen, in Beziehungen, besonders gültig in der Liebe, gelebt werden kann. Davon zeugt der Band «Liebesgedichte» (soeben im 95. Tausend erschienen), besonders dieses schon in mehrere Sprachen übersetzte Gedicht:

Was ist Leben

Leben

das ist die Wärme
des Wassers in meinem Bad

Leben

das ist mein Mund
an deinem offenen Schoss

Leben

das ist der Zorn
auf das Unrecht in unseren
Ländern

Die Wärme des Wassers
genügt nicht

Ich muss auch drin plätschern

Mein Mund an deinem Schoss
genügt nicht

Ich muss ihn auch küssen

Der Zorn auf das Unrecht
genügt nicht

Wir müssen es auch ergründen

Und etwas
gegen es tun
das ist Leben

Doch auch im Erleben der Liebe führt das Exil zu immer wiederkehrenden Trennungen:



Der Dichter Erich Fried, aufgenommen von seiner Frau, der Photographin Catherine Fried.

Trennung

Der erste Tag war leicht
Der zweite Tag war schwerer
Der dritte Tag war schwerer als
der zweite

Von Tag zu Tag schwerer:
Der siebente Tag war so schwer
dass es schien er sei nicht zu
ertragen

Nach diesem siebenten Tag
sehne ich mich
schon zurück

Erich Fried blieb auch nach dem Krieg in London: An den Österreichern, zu denen er Verbindung hatte, störten ihn Symptome der Stalin-Ära so sehr, dass er nicht *mit* ihnen arbeiten wollte, aber auch nicht *gegen* sie. An der Bundesrepublik stiess ihn das Wiederauf- tauchen «von Männern wie Seebohm und Globke (ehemals

führende Nazis) in hohen Ämtern» ab und «der störrische Widerstand Bonns sogar gegen Versuche Amerikas und Englands, in Europa die Entspannung zwischen Ost und West zu fördern». Um nach Israel auszuwandern, fehlte ihm nicht nur «ein jüdisches Volksbewusstsein oder israelisches Nationalgefühl». Er ist auch ein entschiedener Gegner der israelischen Politik. Sein Buch «Höre Israel» wendet sich gegen das Unrecht an den Palästinensern. Es will zugleich dazu beizutragen versuchen, dass die heute in Israel lebenden Juden und ihre Kinder und Kindeskinder wieder auf eine friedliche Zukunft hoffen können. «... das Schicksal der Juden ist mir keineswegs gleichgültig.» In London hielt ihn auch seine Familie: Seinen Kindern wollte er eine Übersiedlung nicht zumuten.

Seit dem Gedichtband «und Vietnam und» gilt Erich Fried als politischer Dichter: Seither werden seine Gedichte in Schülerzeitungen, auf Flugblättern und in linken Zeitschriften gedruckt oder kommen auf Vankündigungen politischer Veranstaltungen, an denen er selber oft genug mitwirkt. Seit 1953, als er erstmals nach der Flucht wieder deutschen Boden betrat, seit seinem Protest gegen die deutsche Wiederbewaffnung, seit seiner Beteiligung an den Ostermärschen und schliesslich seit seinem Engagement für die deutsche Studentenbewegung (die Folgen seiner Schussverletzung kurierte Rudi Dutschke teilweise bei Erich Fried in London aus) verbringt er die Hälfte seiner Zeit auf Vortragsreisen in der Bundesrepublik. Doch entstanden politische Gedichte schon früher. Im Krieg, als sich Erich Fried noch als Bibliothekar, Fabrikarbeiter und Milchchemiker und zwischendurch stellenlos durchschlug und auch durchhungernte, schrieb er als Mitglied des «Young Austria in Great Britain», hinter dem der Kommunistische Jugendverband stand, politische Gedichte. Doch versiegte das unverschlüsselte politische Gedicht vorerst, als er seinen besten Freund wesentlich durch dieselbe, aber zwischen ihnen unausgesprochene Ratlosigkeit und Verzweiflung über die stalinistische Politik verlor: Hans Schmeier stürzte sich am 12. Oktober 1943, 18jährig, vom Dach eines Hauses. Erich Fried trat aus dem Jugendverband aus. Dem Freund widmete er das verzweifelt traurige Gedicht «Zerklagung» (1947, erschienen in: Reich der Steine, 1963).

Das Versagen des stalinistisch gewordenen Kommunismus war eine der bittersten Enttäuschungen für Erich Fried, der Raub einer Lebenshoffnung in den dunklen Jahren des Fa-

schismus, später vervollständigt durch den Slansky-Prozess in der CSSR, einer Justiz-Farce, durch die einige seiner Freunde hingerichtet wurden. Trotzdem blieb Erich Fried politisch engagiert, etwa als Kommentator des Radiosenders BBC von 1952 bis 1968, den er verliess, als ein ähnlich denkender Kollege, Malte Rauch, kündigte, weil man ihn mit der Begründung «ein Fried genügt» nicht schreiben liess, was er wollte. Frieds einziger Roman «Ein Soldat und ein Mädchen» (1960 erschienen) liest sich auch als politisches Bekenntnis «gegen die Todesstrafe, gegen billigen, leichtfertigen Hass» und «für eine Auffassung von Menschlichkeit, die auch im letzten SS-Mann und stalinistischen NKWD-Offizier immer noch den Menschen sieht oder sucht, auch wenn er selbst sich bemüht hat, die Spuren seines Menschthums zu verwischen.» So Erich Fried im Nachwort. Er wehrt sich gegen die These von der deutschen Kollektivschuld wie gegen den von der Ehrenburg-Linie aus Moskau generell verordneten Deutschenhass. Doch ist er «dringend dafür, dass die Menschen Schuld und Mitschuld auf sich nehmen lernen, die sich aus unseren verschiedenen geschichtlichen Zusammenrottungen ergeben . . . Die Verdrängung solcher Komplexe kann früher oder später Vergiftungserscheinungen hervorrufen». Auch die Enttäuschung über die moralischen Werte der Siegermächte kommt im Roman zum Ausdruck: über unnötige Todesurteile an ehemaligen Nazis wie über den Siegestaumel, der England nach dem Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki erfasste, «obwohl die Japaner um Frieden gebeten hatten. Alle freuten sich, es waren doch die Feinde. Und ich wurde fast wahnsinnig».

Die auf dem Lebenshintergrund Erich Frieds besonders bemer-

kenswerte Fabel des Romans: Helga, die sehr junge und sehr schöne KZ-Aufseherin, wird vom Gericht der Besatzungsmacht zum Tod verurteilt. Am Tag vor ihrer Hinrichtung äussert sie einen letzten Wunsch: «Ich will mit dir schlafen.» Fast zufällig ist ihre Wahl auf einen jüdischen, aus Deutschland nach Amerika emigrierten Soldaten gefallen. «In dieser Nacht bewährt sich alles, als sollte es ewig währen als ewige Wahrheit.» Der Soldat kann ihre Hinrichtung nicht verhindern, aber auch nicht den eigenen Zusammenbruch. Dass ihn das Arbeiten an diesem Roman immer grosse Überwindung gekostet hat — er schrieb und korrigierte am Buch 1946 bis 1960 —, gesteht Erich Fried im Nachwort ein. Dass es nötig ist, gerade das zu denken, «was wehtut oder einem gefährlich erscheint» und sich gegen jede Form von Orthodoxie zu wehren, ist auch in Gedichten enthalten wie diesem:

Guter Vorsatz

Ich habe es satt
ich habe zuviel geschrieben
Ich will nur noch schreiben
was man nicht schreiben darf

Aber es ist nicht genug
wenn mir die Herrschenden sagen
man darf das nicht schreiben
denn die sagen zu oft man darf nicht

Nein ich muss auch
meine Genossen fragen
diese und jene
die miteinander gar nicht mehr sprechen

Erst wenn auch die mir sagen
man darf das nicht schreiben
kann ich beginnen zu wissen
dass ich es schreiben muss

(aus: Die bunten Getüme, 1977)

Mit dem Gedichtband «und Vietnam und» war Erich Fried der erste Lyriker, der das Unrecht des grausamen fernen

Krieges konsequent in unmittelbare Nähe rückte, die Tücken der Berichterstattung blossstellte und dafür eine — wenn auch gespaltene — Öffentlichkeit fand. An den Gedichten entzündete sich eine literarische Diskussion innerhalb der Gruppe 47, der auch Erich Fried angehörte: «Da Nang und Hanoi widersetzen sich der Metrik, diese Geographie ist nicht poetisch, sie ist vermessen für Schlachten», schrieb Peter Härtling (der aber wenig später seine Meinung änderte), und ähnlich ablehnend urteilte Günter Grass. Dagegen lobte Peter Rühmkorf den Band, «weil sich jedes dieser Gedichte auf seine Art als Dechiffriergerät verwenden lässt, geeignet, herrschende Einwickelverfahren nachhaltig zu durchleuchten und mithin ein Stück verstelltes Dasein zur Kenntlichkeit zu entwickeln». So etwa in dem Gedicht:

17.-22. Mai 1966

Aus Da Nang
wurde fünf Tage hindurch
täglich berichtet:
Gelegentlich einzelne Schüsse

Am sechsten Tag wurde
berichtet:
In den Kämpfen der letzten
fünf Tage
in Da Nang
bisher etwa tausend Opfer

oder — gegen die Gleichgültigkeit des Sterbens im Krieg und in Anspielung auf die amerikanische Flagge — im Gedicht:

Einbürgerung

Weisse Hände
rotes Haar
blaue Augen

Weisse Steine
rotes Blut
blaue Lippen

Weisse Knochen
roter Sand
blauer Himmel

Seit den 70er Jahren wehrt sich Erich Fried gegen Rechtsverschlechterungen in der BRD, gegen Berufsverbote, gegen ungerechte Urteile wie gegen erweiterte Vollmachten für Justiz und Polizei unter dem Vorwand gezielter Terroristenbekämpfung. Er engagierte sich, ähnlich wie Heinrich Böll, trotz heftiger Anfeindungen, für eine unvoreingenommene Analyse des Terrorismus und trat für eine gründliche Aufklärung der Umstände ein, unter denen inhaftierte Mitglieder der Roten Armee-Fraktion (Baader-Meinhof-Gruppe) zu Tode gekommen sind.

In diesem besonders von der Springer-Presse noch geschürten Klima der Verhetzung Andersdenkender wurde Erich Fried für die deutsche Protestbewegung zu einer Art Symbolfigur für den Widerstand gegen Entrechtung: Hunderte kommen zu seinen Lesungen, ein wohl seltener Erfolg für einen Dichter. Feindselig reagierte hingegen die reaktionäre Öffentlichkeit: Mit Verleumdungen, Zensur und gerichtlicher Klage zahlte sie das Engagement heim: Zur Verteidigung des Schriftstellers Heinrich Böll veröffentlichte Erich Fried einen Leserbrief im Spiegel und bezeichnete dort die unnötige Erschiessung des Studenten Georg von Rauch als «Vorbeugemord». Die Beleidigungsklage des Berliner Polizeipräsidenten Hübner endete vor dem Hamburger Gericht im Jahr 1974 mit Freispruch. 1977 schrieb Erich Fried das Gedicht «Auf den Tod des Generalbundesanwalts Siegfried Buback» gegen staatlich verordnete Trauer. Die Schlusszeilen «Es wäre besser gewesen/ ein Mensch/ hätte nicht so gelebt» wurden in einem Vorabdruck (aus: So kam ich unter die Deutschen, 1977) gegen die Intention des ganzen Gedichts falsch gesetzt: «so ein Mensch/ hätte nicht gelebt».

Der Fehler wurde korrigiert. Trotzdem blieb die konservative Presse bei ihrer Hetzkampagne: Die Verse nähmen «manchem vielleicht seine letzte Hemmung» vor politischem Mord schrieb unverschämt die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» am 13.5.1977, und fünf Monate später, am 28.10., galten für sie die Gedichte Erich Frieds und Alfred Anderschs als «Mörderpoesie». Die CDU behinderte Lesungen in Schulen. Dem CDU-Fraktionsvorsitzenden des Bremer Parlaments entfuhr die Bemerkung, dass er «so etwas lieber verbrannt sehen würde», als eine Lehrerin Fried-Gedichte in ihrer Klasse behandelte. 1978 tilgte der CSU-Kulturminister Mai er die Texte von Biermann, Fichte, Fried und Wallraff aus den bayrischen Schullesebüchern. Trotzdem blieben offizielle Ehrungen nicht aus: 1980 erhielt Erich Fried den Preis der Stadt Wien für Literatur (und einen österreichischen Pass), und die Stadt Bremen verlieh ihm den Bremer Literaturpreis 1983. In seiner Rede «Ich soll mich nicht gewöhnen» anlässlich der Verleihung im Januar 1983 zitierte Erich Fried sein Gedicht

Entwöhnung

Ich soll nicht morden
ich soll nicht verraten
Das weiss ich.
Ich muss noch ein Drittes
lernen:
Ich soll mich nicht gewöhnen

Denn wenn ich mich gewöhne
verrate ich
die die sich nicht gewöhnen
denn wenn ich mich gewöhne
morde ich
die die sich nicht gewöhnen
an das Verraten
und an das Morden
und an das Sich-gewöhnen

Wenn ich mich auch nur an den
Anfang gewöhne

fange ich an mich an das Ende zu gewöhnen
Ohne näher darauf einzugehen, möchte ich noch am Rand bemerken, dass Erich Fried viel Zeit damit verbringt, junge

Dichter zu fördern (Peter-Paul Zahl, Anne-Marie Salome Brenner), sich mit Literatur auseinandersetzt (Beiträge zu Gedichten Rilkes und Ingeborg Bachmanns, seine Analyse von

James Joyce) und sich mit Übersetzungen von Dichtern wie Dylan Thomas und Silvia Plath befasst. (Das Archivmaterial zu diesem Artikel stellte Volker Kaukoreit, Düsseldorf.)

Der Schriftsteller und seine Partei

Günter Grass mahnt die SPD

Von Horst Hartmann

Auf einer Tagung der Zeitschrift «L 80» in Saarbrücken hat Günter Grass die SPD aufgefordert, Abschied vom Godesberger Programm zu nehmen, mit dem die Partei sich nach dem Zweiten Weltkrieg zur Volkspartei wandelte. Seiner Meinung nach stellt das Godesberger Programm keine ausreichende Grundlage mehr für die Aufgaben der Zukunft dar. Der längst zu Weltruhm gekommene Schriftsteller, dem lediglich in kommunistischen Ländern erhebliche Vorbehalte entgegengebracht werden, hält nach wie vor die Forderung nach Mitbestimmung, Basisdemokratie und Machtkontrolle für die wichtigsten Ziele, wobei es gleichgültig erscheint, ob sich der demokratische Sozialismus mit dem Staatskapitalismus leninistischer Prägung oder dem westlichen Privat- und Monopolkapitalismus auseinandersetzt. Die Frage nach der Entscheidungsgewalt über die Produktionsmittel muss mit allem Nachdruck gestellt werden, da sonst der Sozialismus «ewiger Lückenbüsser kapitalistischer Konkurse» bleibt.

Allerdings muss in der Wirtschaftspolitik von veränderten Voraussetzungen ausgegangen werden, angesichts der Zerstö-

rung der Umwelt und einer fortschreitenden Vernichtung von Arbeitsplätzen. Der Gegensatz von Arbeit und Umwelt nimmt der menschlichen Tätigkeit jeden tieferen Sinn, weil sie nicht mehr in der Lage ist, entstandene Schäden auszugleichen. Günter Grass stellt die gewiss nicht nur rhetorisch gemeinte Frage, ob es nicht — lange bevor die Grünen und die Friedensbewegung aufkamen — Warner und Vordenker gab, auf die man hätte hören müssen. In Erhard Eppler sieht Günter Grass einen derartigen Politiker, der seine Partei frühzeitig mit unbequem klingenden Wahrheiten, wie die vom Ende des Wachstums, konfrontierte und der hartnäckig auf den Zusammenhang von Rüstung und Vereinigung verwies.

Ebenso wichtig wie Epplers Ökosozialismus bleibt für Grass selbstverständlich Willy Brandts «Nord-Süd-Bericht». Die opportunistischen Wendemanöver der Freidemokraten hält der Schriftsteller nur vordergründig für den Regierungsverlust der SPD verantwortlich. Nach seiner Auffassung — die gewiss in der Partei Widersprüche auslösen dürfte — haben die Sozialdemokraten ihre eigene Substanz verkümmern lassen

und Revisionisten wie Eppler nicht ausreichend unterstützt. Ein neues, langfristiges Programm müsste für Grass eine gerechte Weltwirtschaftsordnung anstreben, ohne sich fragwürdigen Grossprojekten zu verschreiben, die lediglich Gruppeninteressen dienen.

Vor allem aber gilt es, den verhängnisvollen Rüstungswettlauf zu beenden. Das Scheitern der Genfer Verhandlungen ist für Grass längst Gewissheit, weil die USA einen nuklear geführten Krieg für gewinnbar halten und das Recht des atomaren Erstschlags beanspruchen. Bündnistreue kann für Grass nur im Widerspruch unter Beweis gestellt werden. Er rechnet fest damit, dass die SPD sich mehrheitlich in diesem heissen Herbst 1983 gegen den Nato-Doppelbeschluss ausspricht. Unabhängig von aktuellen Vorgängen müssten «Verteidigung, Rüstung, militärische Bündnispolitik» neu durchdacht werden, damit eine friedliche «Gegenwirklichkeit» entstehen kann.

Günter Grass polemisiert gegen die beiden Supermächte, «die nicht fähig sind, ihrer hauseigenen Missstände Herr zu werden, die — jeweils Opfer ihrer abgewirtschafteten Ideologie — nun den Konflikt in weltweiter Konfrontation suchen, wobei sie ihre Verbündeten als Satelliten missbrauchen». Der Bonner Regierung wirft Grass in diesem Zusammenhang vor, den gegenwärtigen Entspannungsprozess mutwillig zu gefährden, indem sie mit ihrer «Politik der Wende» den Rückzug in den kalten Krieg antritt.